

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand, Island Rebr., Donnerstag, den 2. Mai 1918

Das rechte Wort.

Wortreden über den sprachlichen Ausdruck von Adele Hindermann.

„Die Sache ist sehr einfach“ — so erklärte einmal ein bedeutender Klavierspieler sein Können gegenüber einer etwas lästigen Verehrerin, es kommt in der Hauptsache darauf an, immer zur rechten Zeit den Finger auf die richtige Taste zu legen.

Das scheint in der Tat sehr einfach zu sein. Nur — können man's man's. Und wenn man's kann, ist man immer noch kein Künstler, wohl aber sind die Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen, deren eine Klängebung, welcher Art immer sie sei, nicht entzogen kann.

Zur rechten Zeit die richtige Taste anschlagen —

Auch unsere Sprache ist ein töndendes Instrument, ein wunderwillig feingefügtes, auf dessen Tasten eine ganze Menschheit heranklimpert, Milliarden von Lebewesen, die immer einander „etwas zu sagen“ haben, bis der Schlaf oder der Tod ihnen die Lippen schließt.

Ein Monstertanz, in dem jeder wieder zur Mitwirkung zugelassen ist; kein Wunder, daß da Dissonanzen zum Himmel schreien, daß solche Noten das Ohr beleidigen, daß läppische Finger so bedenklich oft daneben greifen und Tasten zum Anschlag bringen, die besser stumm gelassen wären bis — zur rechten Zeit, bis sie mitschwingen sollten als notwendiger Bestandteil einer bestimmten Harmonie.

Daß wir Menschen in der Sprache die einzige Brücke von Kopf zu Kopf, von Seele zu Seele besitzen, das macht die Frage ihrer Handhabung zu einem Gegenstand, der schlechweg jeden von uns sehr ernstlich angeht.

Nicht um ästhetischer Werte willen. Ich möchte im Gegenteil die Seite der Sache hier durchaus unberührt lassen. Eine Betrachtung, die den Verstand, einem Interessengebiet ganz allgemeiner Natur behutsam nahezu kommen, tut gut daran, Worte zu vermeiden, wie etwa — „ästhetisch“.

Es gibt Leute, die unrettbar dabei gähnen müssen, sie verbinden mit diesem Fremdwort die unklare Vorstellung von etwas Verstecktem, das sich in idiomatischer Genauigkeit zu ihrer „Schlichtheit“ stellt; sie würden — an dieser Stelle über „Metapher“ stolpernd — mir kurzgerade den Rücken kehren und weitere Verhandlungen energisch ablehnen, unter Hinweis auf ihr gutes Recht, zu sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Eine Attende auf dieses gute Recht habe ich nicht vor. Ja, ich gehe noch weiter: ich nehme dies Recht für jeden von uns in Anspruch, wobei allerdings die jeweilige Beschaffenheit der Schnäbel erst die eigentliche entscheidende Frage aufwirft: sind sie imstande, den Bedarf an Ausdrucksmitteln wirklich zu decken?

Da steht's, da spricht die handfeste Wirklichkeit ihr gewichtiges Wort. Verstanden zu werden — das ist die natürliche Absicht eines jeden, der die Lippen zum Sprechen öffnet. Mag er sich ein Verstecktes stellen, rasch gebrochen mit „Wiederholungs“, mag er seine Liebe erklären, mag er „un Feuer“ bitten, um „Gedankenfreiheit“ oder um „Gefahrtszulage“, mag er Segen sprechen oder Fluch über seinen Mitmenschen, mag er dem Nachbar einen Morgenrath herüberrufen oder das zündende Wort des Aufruhrs in erregte Volksmassen schleudern — verstanden will er werden in vollem Umfang.

Was die Schattenseiten seiner Rede in hörbaren Lauten anderen Individuen übermitteln, soll um ein Haar dem Gedankenbild hinter seiner Stirn entsprechen. Gleichgültig, ob das zu Sagende objektiv wahr oder unwahr ist, seine sprachliche Gestaltung hat sich unbewußt dem Gmauge des Hörsenden nach einer bestimmten Richtung hin zu unterstellen. Vollendete Nachköpfung einer oder einer Reihe gedanklicher Vorstellungen — das ist die hohe Aufgabe unserer Sprache.

Sie ist ihr gewachsen. Noch nie verlagte sie. Unermesslichen Geisteswerten, weltumspannenden Weisheiten hat sie lebendiges Leben, ja Unsterblichkeit verliehen. Sie hat ein flammendes Gewand für den Zorn und wird nie müde, auf weichen

Schwingen das Glück zu tragen, von Seele zu Seele. Sie ist es, die des „Ich's“ beengende Grenzen sprengt; ja daß wir eine Menschheit sind, und nicht Millionen nebeneinander existierende Einzelwesen, unserer Sprache danken wir es, die in unablässiger Ueberleitungsarbeit jene tausendfältigen Beziehungen der Menschen untereinander spinn, ohne die der Begriff „Wir“ überhaupt nicht denkbar wäre.

Sie stellt sich willig in eines jeden Dienst, unsere Sprache. Aus ihrem überreichen Wortschatz kann sie jedem Ergebnis eines Denkvorganges eine Hilfe bieten, die sich vollendet seiner Eigenart anpaßt; was immer im menschlichen Sinn geboren wird, es findet in diesem Wortschatz alles, was es braucht, um genau jenen Ton lebendig zu machen, der den bestimmenden Akzent innerhalb der Gedankenwelt erfüllt.

Der Schatz ist da, der reiche Schatz der Worte, er braucht nur gehoben zu werden. Und das ist die Arbeit, die uns selbst zu verrichten bleibt: aus der verschwundenen Fülle des Vorhandenen just das Wort herauszufischen, das seine bestimmende Gedankensinnlichkeit zu geben, am vollkommensten zu erfüllen geeignet ist.

Das ist nicht nur ein Wortbild, sondern eine ganze Anzahl Ausdrucksformen für diesen oder jenen Gedanken anwendbar sind, daß ferner ihre Anordnung zum Satzgefüge wiederum der persönlichen Wags einen weiten Spielraum läßt — das ist unsinnlich, die der Trefflichkeit des Sprechenden allerorten Fällen ausstellen. Denn: nicht an der Knappheit des Wortschatzes scheitern wir im allgemeinen, mit unsern Bemühungen um die Sprachkunst, sondern an seiner Vielgestaltigkeit. Davon wissen die „schreibenden Leute“ ein täglich Lied zu singen.

Daß ich an dieser Stelle ein wenig aus der Schale schwappe?

Wenn meine nachdenkliche Betrachtung über unser Verhältnis zur Sprache sich auch durchaus nicht auf jene unwürdigen Menschen beschränken möchte, die seinen weichen Vogen Papier sehen können, ohne ihn voll zu kriegen, so steht der Schriftsteller immerhin, dem Weisen seiner Tätigkeit nach, im Kampf um die Ausdrucksmittel an erster Stelle.

Abgesehen davon, daß er moralisch verpflichtet ist, das Instrument der Sprache einigermaßen glimpflich zu behandeln: es gründet sich die ganze Art seines Schaffens auf der Unpräzise des Gedankens zum Wort. Sein eigenes Interesse zwingt ihn, für den Betrieb hinter seiner Stirn ein Sprachgewand zu finden, das dem noch Ungegriffenen bestimmte Form verleiht, sich seinen Tönen weicht und doch fest anknüpft — kurz, ein sprachliches Spiegelbild seiner geistigen Vorstellung.

Und so können Momente kommen des heißen Ringens um das rechte Wort, das — einzig rechte. Es umschwebt uns mit ihm, sie drängen sich vor wie lästige Fliegen, sie, die vielen „allenfalls anwendbaren“ Wortgewänder von mangelhaften Schnitt, die um meinen Gedanken, eben diesen Gedanken schlottern würden wie fertig gefaltete Kleider um manche Frauengestalt.

Wer diesen stummen Kampf einmal gekämpft hat, wer je ein bißchen Unerzähllichkeit für sein Geisteskind befoh, das er nicht anders als adrett gekleidet in die Welt hinauszuweisen sich entschließen konnte, wer je verzagt die Feder sinken ließ und es aufgab, das rechte Wort zu erhaschen, diesen netzlichen Kolbold, der ihn sozuzugun auf der Rasenfläche herumtanzelt — dem wird das ausgleichende Schicksal auch schon jenen Moment triumphieren der Freude, aufatmender Befreiung gegönnt haben: wenn er seine Worte endlich erwirkt, den Kolbold am Schlafstüben hält und ihn mit wohligen Behagen an der eigens dazu bereitgehaltenen Hintenfeindlichen Federspitze aufspießen darf!

Eine tieferinnerliche Freude dieser Augenblicke, ein kleiner Trost für jene Stunden, da uns erdarmungslose Drucklettern all unsere Sünden gegen die Ausdruckskunst höhnisch vor Augen halten. Denn Sünden sind wir allzumal — die da schriftlich und die da mündlich sprechen, und müssen unserer Sünde Folgen tragen.

Die einen zwikt ihr künstlerisches Gewissen, wofür sie ein solches haben; die anderen sehen sich alten Konventionen ihrer sprachlichen Mißgriffe rettungslos preisgegeben, wofür sie in seinen Ehrgeiz befragen, als geistig zurechnungsfähig zu gelten.

In diesem Sinne glaube ich mich mit der kleinen Indiskretion aus der Werkstatt der schreibenden Leute einer Absehwung vom Thema überhaupt nicht schuldig gemacht zu haben; ja, ich möchte behaupten, daß die Wichtigkeit eines guten sprachlichen Ausdrucks schlechweg für jeden Menschen allseitlich durch die Praxis bewiesen wird.

Merger, Verflüchtung, ja tiefe Zerwürfnisse, unter denen die Menschheit leidet, sind nicht immer das Ergebnis unüberbrückbarer Verschiedenheiten zwischen den Charakteren, viel öfter hingegen ist die tödliche Unfähigkeit und läppische Ungeheiß in der Wortwahl die Ursache schmerzlicher — und so überflüssiger! — Wunden.

Und hüte deine Junge wohl. Bald ist ein böses Wort gesagt —

Wie? Als Ausdruck eines hocherfüllten Gedankens wäre das „böse Wort“ sprachtechnisch richtig gewählt. Und doch hat die Erfahrung gelehrt, daß so ziemlich die Hälfte sämtlicher tagtäglich ungelegter böser Worte auf einen wachsenden Haß als Ursprung nicht zurückzuführen sind. Also Mißgriffe im Ausdruck haben die andere Hälfte geschaffen, nur so — aus Versehen.

Ist das ein Trost, wo Wunden schmerzen? Wo erst ein Wort, am unglücklich gewählten, der glimmende Haß sich entzündet, der vorher gar nicht da war? Wo eifrige Enttendung sich zwischen zwei Menschen schiebt, die ihrer ganzen Stimmung nach bestimmt waren, Hand in Hand zu gehen? Wo eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit zur Verständigung ergebnislos vorüberzieht, nur weil man einander nicht begriff, weil kein Finger die eine einzige Taste anschlöß, die danach schmerzte, ihrer Stummheit ledig zu werden, jener klarer Ton überzeugend das gesagt hätte, was ein ganzer Schwall von Worten vergeblich zum Ausdruck zu bringen trachtete?

Ja, wer sie immer jände zur rechten Zeit, die richtige Taste —

Einen Talisman befrage er, der ihn sanft um des Lebens harte Kufen und Klanten herumführt, und ein Alexander-Schwert trüge er in der Hand, das mit einem Stieb jeden gordischen Knoten aus der Welt löschte. Den schwierigsten Situationen gegenüber dürfte er lächeln in wohliger Siderheit, er, der Herr und Meister der Sprache, der immer jagen kann, was er will.

Viel weniger braucht er zu sprechen, und viel schlichter, als der Sprachkämpfer, dem bei der kleinsten Schwierigkeit schon der Angitidweh auf die Stirne tritt. Der Kerne nimmt den Mund so voll als möglich, die Waffe soll es bringen; der Umprägung eigener Gedanken in ein eigenes Wortbild sieht er sich nicht gewandt, verweigert greift er in den Schatz der Worte, die ihm „schön“ erscheinen, rafft er an sich — daß es die Möglichkeit ist, die sie blank erdichten läßt, entzückt ihn — auch daß eben die Zeit der Worte schuld daran ist, wenn sein Gedanke rettungslos ertrinken muß. Und so gehen zwei auseinander, kopfschüttelnd, sie haben sich nicht verstanden.

Das kann ganz belanglos sein; das kann — über Schicksale entscheiden.

Stellen wir uns einen engen Kreis vor: die Familie. Noch enger: denken wir an Mann und Frau. Sie haben sich lieb, ihr Leben würden sie lassen füreinander; und dennoch — Gott hat nicht zwei Menschenhirne auf der Welt abjolt gleich erschaffen — es kommen Stunden einer leisen Spannung, die Differenz zwischen dem Ich und dem Du macht sich geltend.

Verständigung tut not. Sie „sprechen sich aus“.

Wenn läuft da nicht ein heimlicher Schreck durch die Seele? Es gibt wohlgemeinte Aussprachen, die mit einem Schlachtfeld enden; wo in ungeschickten Händen zur schneidenden Waffe wurde, was heute zusammenzuführen berufen war: die Sprache.

Wir dürfen dabei ganz absehen von den Temperamentsünden, die etwa der Jähzorn auf dem Gewissen hat; die Unfähigkeit des einzelnen, seine feilschen Vorgänge in einem knappen, erschöpfenden Wortbild niederzulegen, sie ist in erster Linie schuld daran, wenn Geschosse durch die Luft fliegen, die keiner der beiden abjenden gedachte. Und daß erkrankt ist jeder auf die Wunden, die er schlug — nur weil er in seinen Ausdrucksmitteln immer so peinvoll daneben griff.

Tage der Rosen.

Novellette von El-Correi.

Drei Jahre hindurch war sie ihm fast täglich begegnet. Erst trug sie zuckrige Röcke, und der schlichte runde Hut beschattete ein blaßes Kindergesicht, auf dem noch der milde Ernst ungesunder Schulstufen lag. — Allmählich wurde die Miene ausdrucksvoller, von Lebensneugier sah es auf der kleinen Stumpfnase und die jungfräuliche Gestalt bewegte sich mit Bedacht.

Endlich prangte Jugendblüthe auf dem heiteren Antlitz und leuchtete Lebensfreude aus den blauen Augen. Sie war der verdorrte Sommer, wie sie so dahertam in hellfarbenerm Kattunkleid; zu beiden Seiten ihres Weges Kiefernfelder und Sommerblumen, — über ihr Sonne und Vergehensjubel.

In violettem Dunst verschwammen die Konturen der zusammengebrängten Stadtbauten, denen sie — vom Vorort kommend — zuschritt. Nur hier und da bligte in dem Dunst die gleichende Kuppel einer Kirche oder eines Handelspalastes auf.

Um Geld zu verdienen, ging das junge Mädchen täglich in die Großstadt. Sie fertigte Pug in einem Modesteller. Und täglich begegnete sie ihm, wenn er seinen Verdauungspaziergang machte. Das war mittags um 1/2 Uhr. Er hatte während der Vormittagsstunden auf dem Gericht gearbeitet, dann sein Diner im Weinrestaurant eingenommen, um hiernach in Begleitung seines Firos, des höchst korrekten erzogenen Wachelhundes, selbst zu schmecken. Er pflügte erst wieder um 1/2 Uhr in seinem gewohnten Cafe zu erscheinen, woselbst er sich leibliche und geistige Genüsse zu Gemüte zog.

Der Verdauungspaziergang war sehr von nöten, denn der Herr Affessor neigte zur Korpulenz und zu blasser Gesichtsfarbe.

Er hatte schon ein schweres Leben hinter sich. Seine Kindheit warb von den Unruhen gestört, die ein nach Gold und Orden jagender Vater um sich verbreitet. Die Jugend verlämmerte dann unter dem Schatten seines bürgerlichen Namens, der ihn bei jeglicher höheren Bestrebung hinderte. Endlich kam die bittere Erfahrung: eine kleine Millionenerbin, die ihm der Vater mühsam ausprobiert hatte, bevorzugte einen andern! ... Daß man nach all solchen Schicksalen kein Genügen darin fand, seinen Berufsgeschäften nachzugehen und im übrigen die persönliche Ruhe und das eigene Wohlbefinden zu hüten, dürfte selbstverständlich sein.

Man wird nie heiraten! Die Erbinnen sind unzuverlässig und haben auch oft unheimlichen Anhang.

Er schenkte sich auch nicht nach bürgerlichem Familienglück. Eine Frau mit der Vorgenabe, ein schreiendes Baby, Bedienung, Sorgen und gar eine Amme — puh! Wie unästhetisch!

Sein Junggesellenheim war dagegen klaffend! Sein Diener ein Gedankenleser.

Ja! Er hatte alles gut in der Reihe, was zu seinem Wohlbehagen gehörte! — Nun gestellte sich gar zu dem nützlichen Zweck seiner Mitlogspromenade die angenehme Beobachtung eines reizvoll erblühenden Frauenjammers.

Das sah ihn dieses Jahr auch so eigen schelmisch an, als wolle es ihn fragen: „Gefallt dir das?“

Erst — als er seinen neuen Sommerpalest angehabt, den langen sarkartigen — da hatte er einen Moment geglaubt, ein spöttisches Lächeln

Ihnen wäre besser, sie befragen jeder eine gut funktionierende aufklappbare Säckeldecke, durch die der andere hineinbildet und sich aus eigener Anschauung ein Bild holen könnte dessen, was da wirklich vorhanden ist, ohne die entstellenden Verzerrungen ungehinderter Ausdrucksversuche.

Bis dahin stehen wir nach wie vor einen Augenblick vor der eiserne Notwendigkeit, eine möglichst reifliche Vermählung zwischen Gedanken und Wort aus eigener Kraft zustande zu bringen.

Es wird weiter gesprochen. Und da wir allzumal Sünden sind, wird des Mißverständnisses kein Ende sein und des schmerzlichen Eingeständnisses: „So meinte ich es nicht.“

Es ist keinen Pfifferling wert.

schwebte um ihren Mund. Sobald er aber das Monocle eingeklemmt hatte, fragten ihre blauen, warmen Augen nach: „Gefallt dir das?“

Heute war er im Begriff, seinen Spaziergang anzutreten, da kam ihm eine Blumenhändlerin in den Weg, deren Korb war voll prangender Rosen.

„Noch sind die Tage der Rosen!“ zitierte der Herr Affessor und kaufte einige der vollen, roten, duftenden Blüten, die Frage erwägend, was die Kleine für Augen machen würde, wenn er ihr dieselben darböte?

Er schmunzelte bereits vor sich hin — ein seltenes Ereignis bei ihm! — So, so kleine Mädchen unter blauem Julihimmel, zwischen wachsenden Palmen und Wohlblumen, inmitten sonnigen Naturschweigens — hm!

Er hatte da auch kürzlich ein Schauspiel gesehen — er hatte damals darüber gelacht. Jetzt indessen schien ihm doch möglich, daß so ein junges Weib gar liebliche Ingredienzen in ein Junggesellenleben und — „nitium in vesitum“ — in eine Garçonwohnung zu bringen vermöchte. ... So was von Verdenktrillieren, von sonnig wonniger Lebensfreude.

Was sie wohl zu den Rosen sagen würde? Unruhig schwenkte er das Stöckchen.

Da kam sie auch schon; sie hatte ihren roten Sonnenschirm aufgespannt und über ihrer schlanken hellen Gestalt lag ein röllischer Schein, wie ein bengalischer Reflex.

Er klemmte flugs die Scherbe ein; als sie nahte, küßte er den modischen Strohhut und reichte ihr die Rosen mit den Worten: „Mein schönes Kind! ... Noch sind die Tage der Rosen!“

Erstaunt schauten ihre blauen Augen auf. ... Im nächsten Moment aber griff sie lächelnd nach dem Strauß.

„Schönen Dank!“ Und sie war schon an ihm vorbei.

Befriedigt sah er ihr nach. Der Anfang war gemacht! Sie hatte die Rosen genommen. — Gott ja, warum auch nicht? Am Ende schaute sie sich schon längst nach einem vornehmen Verehrer um, der ihr ein wenig Glanz ins arme Nähmädchenleben brachte. ... Na, ja! Knäueln wollte er wahrhaftig nicht! —

Längelnd schlenderte er weiter! Das Mädchen mit den Rosen in der Hand ging indessen strads der Stadt zu. Ein Lächeln lag auf ihrem frischen Antlitz. Ja ja, sie waren da, die Rosentage. ... Vielleicht hatte der fette Ged davon gehört, daß — und er hatte ihr in einer kleinen Aufmerksamkeit Glück wünschen wollen.

Wie nett von ihm! Pflötzlich aber durchschloß es ihren Kopf, daß er auch nichts wissen könne und nur galant sein wolle. So alterhand Hintergedanken haben könne — wupp! die Rosen flogen über die Gede.

„Gut dann, daß ich ihm nun nicht mehr so oft begegnen muß — denn morgen —“

Und sie zog den Handschuh ab und küßte ein schlichtes, goldenes Ringlein.

Andern Tags kamen der Herr Affessor wieder mit Rosen daher. Heute trällerte er sogar eine liebliche Melodie. Diese erstarb jedoch, als dem Herrn Affessor niemand auf dem Pfad begegnete. — Bestimmt trat er dann den Heimweg an und wart im Cafe dem Kellner die falsch gereichte Zeitung vor die Füße.

Am darauffolgenden Tage aber bekam der Gedankenleser die Titular „Esel“ und Firos erhielt einen Stoß.

Wo das junge Ding nur blieb? Die Unruhe warf sich ihm auf den Magen! — Dabei stellten sich immer häufiger Zeichen leichten Bodagraß ein. ... Wie gut könnte ihm da so eine kleine junge Person Aufsehterung bieten! Wo sie nur steckte?

Hatte sie am Ende — er lachte, daß sein aufgeschwemmter Leib wackelte — hatte sie am Ende eine Barberei angetreten?

Da aber kam ihm ein Gedanke: er sollte sich einen Wadaufenthalt gönnen! Sein Arzt würde es gutheißen.

Gedacht — getan! Er reiste. ... Aber Ende August war er schon wieder zurück. Er hatte sich nach seinem Heim, zum Gedankenleser und zu Firos zurückgesehen. Und — nach noch etwas.

Sie war ihm oft im Traume erschienen, die kleine Blühende. Und er hatte von ihren frischen Lippen einen Zauberkant gefogen, den er vordem nie genossen. Den Zauberkant, durch den das Herz ein jugendliches Aufschwellen empfand — eine innige Zärtlichkeit für alles Leben und alles Lebende.

„Noch sind die Tage der Rosen!“ zitierte der Herr Affessor und kaufte einige der vollen, roten, duftenden Blüten, die Frage erwägend, was die Kleine für Augen machen würde, wenn er ihr dieselben darböte?

Er schmunzelte bereits vor sich hin — ein seltenes Ereignis bei ihm! — So, so kleine Mädchen unter blauem Julihimmel, zwischen wachsenden Palmen und Wohlblumen, inmitten sonnigen Naturschweigens — hm!

Er hatte da auch kürzlich ein Schauspiel gesehen — er hatte damals darüber gelacht. Jetzt indessen schien ihm doch möglich, daß so ein junges Weib gar liebliche Ingredienzen in ein Junggesellenleben und — „nitium in vesitum“ — in eine Garçonwohnung zu bringen vermöchte. ... So was von Verdenktrillieren, von sonnig wonniger Lebensfreude.

Was sie wohl zu den Rosen sagen würde? Unruhig schwenkte er das Stöckchen.

Da kam sie auch schon; sie hatte ihren roten Sonnenschirm aufgespannt und über ihrer schlanken hellen Gestalt lag ein röllischer Schein, wie ein bengalischer Reflex.

Er klemmte flugs die Scherbe ein; als sie nahte, küßte er den modischen Strohhut und reichte ihr die Rosen mit den Worten: „Mein schönes Kind! ... Noch sind die Tage der Rosen!“

Erstaunt schauten ihre blauen Augen auf. ... Im nächsten Moment aber griff sie lächelnd nach dem Strauß.

„Schönen Dank!“ Und sie war schon an ihm vorbei.

Befriedigt sah er ihr nach. Der Anfang war gemacht! Sie hatte die Rosen genommen. — Gott ja, warum auch nicht? Am Ende schaute sie sich schon längst nach einem vornehmen Verehrer um, der ihr ein wenig Glanz ins arme Nähmädchenleben brachte. ... Na, ja! Knäueln wollte er wahrhaftig nicht! —

Längelnd schlenderte er weiter! Das Mädchen mit den Rosen in der Hand ging indessen strads der Stadt zu. Ein Lächeln lag auf ihrem frischen Antlitz. Ja ja, sie waren da, die Rosentage. ... Vielleicht hatte der fette Ged davon gehört, daß — und er hatte ihr in einer kleinen Aufmerksamkeit Glück wünschen wollen.

Wie nett von ihm! Pflötzlich aber durchschloß es ihren Kopf, daß er auch nichts wissen könne und nur galant sein wolle. So alterhand Hintergedanken haben könne — wupp! die Rosen flogen über die Gede.

„Gut dann, daß ich ihm nun nicht mehr so oft begegnen muß — denn morgen —“

Und sie zog den Handschuh ab und küßte ein schlichtes, goldenes Ringlein.

Andern Tags kamen der Herr Affessor wieder mit Rosen daher. Heute trällerte er sogar eine liebliche Melodie. Diese erstarb jedoch, als dem Herrn Affessor niemand auf dem Pfad begegnete. — Bestimmt trat er dann den Heimweg an und wart im Cafe dem Kellner die falsch gereichte Zeitung vor die Füße.

Am darauffolgenden Tage aber bekam der Gedankenleser die Titular „Esel“ und Firos erhielt einen Stoß.

Wo das junge Ding nur blieb? Die Unruhe warf sich ihm auf den Magen! — Dabei stellten sich immer häufiger Zeichen leichten Bodagraß ein. ... Wie gut könnte ihm da so eine kleine junge Person Aufsehterung bieten! Wo sie nur steckte?

Hatte sie am Ende — er lachte, daß sein aufgeschwemmter Leib wackelte — hatte sie am Ende eine Barberei angetreten?

Da aber kam ihm ein Gedanke: er sollte sich einen Wadaufenthalt gönnen! Sein Arzt würde es gutheißen.

Gedacht — getan! Er reiste. ... Aber Ende August war er schon wieder zurück. Er hatte sich nach seinem Heim, zum Gedankenleser und zu Firos zurückgesehen. Und — nach noch etwas.

Sie war ihm oft im Traume erschienen, die kleine Blühende. Und er hatte von ihren frischen Lippen einen Zauberkant gefogen, den er vordem nie genossen. Den Zauberkant, durch den das Herz ein jugendliches Aufschwellen empfand — eine innige Zärtlichkeit für alles Leben und alles Lebende.

„Noch sind die Tage der Rosen!“ zitierte der Herr Affessor und kaufte einige der vollen, roten, duftenden Blüten, die Frage erwägend, was die Kleine für Augen machen würde, wenn er ihr dieselben darböte?

Er schmunzelte bereits vor sich hin — ein seltenes Ereignis bei ihm! — So, so kleine Mädchen unter blauem Julihimmel, zwischen wachsenden Palmen und Wohlblumen, inmitten sonnigen Naturschweigens — hm!

Er hatte da auch kürzlich ein Schauspiel gesehen — er hatte damals darüber gelacht. Jetzt indessen schien ihm doch möglich, daß so ein junges Weib gar liebliche Ingredienzen in ein Junggesellenleben und — „nitium in vesitum“ — in eine Garçonwohnung zu bringen vermöchte. ... So was von Verdenktrillieren, von sonnig wonniger Lebensfreude.

Was sie wohl zu den Rosen sagen würde? Unruhig schwenkte er das Stöckchen.